Zeitschrift: Heimatbuch Meilen
Herausgeber: Vereinigung Heimatbuch Meilen
Band: 15 (1976)

Artikel: Meilemer Erinnerungen vom Anfang unseres Jahrhunderts
Autor: Schwarzenbach, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-953679

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fritz
Schwarzenbach

Meilemer Erinnerungen vom Anfang unseres Jahrhunderts

(Dr. Fritz Schwarzenbach, geboren 1894, ist in der 1898 erstellten Fabrik für alkoholfreie Weine oberhalb des Bahnhofs Meilen – im heutigen Altbau der Produktion AG – aufgewachsen. Die 1. Klasse besuchte er 1901.)

Der Schulweg

Von der Fabrik zum Bahnübergang (der heutigen Unterführung), die Kirchgasse hinunter und beim Blumental links zum alten Schulhaus (wo heute der Ladentrakt des Werkgebäudes steht) – für den Erwachsenen ein kurzer Weg – für den Erstklässler lang genug für allerlei Erlebnisse.

Der «Kreuzplatz» (beim Rothuus) wurde durch eine elektrische Bogenlampe beleuchtet. Manchmal trafen wir dort den Elektriker an der Arbeit; mit einer Kurbel holte er die an einem dünnen Drahtseil hängende Lampe herunter, um die runden Kohlenstifte zu ersetzen. Die Reste der Kohlen landeten oft im Strassengraben, für uns ein herrliches Zeichenmaterial, um Haus- und Gartenmauern mit schwarzen Strichen zu verzieren.

Ein andermal war Metzger Grimm am Schweineschlachten, in der warmen Jahreszeit neben dem Haus, gerade über dem damals noch offenen Dorfbach. Ein Schlag mit der verkehrten Axt auf die Stirn betäubte oder tötete das Tier. Dann wurde es auf einen Schragen gelegt. Der Metzger öffnete mit einem Messer die Halsschlagader und liess das Blut in einen Kessel strömen. Mit einem Holzstab wurde es stetig gerührt, um das Gerinnen zu verhindern. Dann wurde das Schwein in einer Stande im heissen, mit Kolophonium versetzten Wasser gebrüht. Mit einem Schaber entfernten die Gesellen die Borsten.

Bei der Brücke hatte ich auch meine erste Begegnung mit einem Toten. Als ich an einem Spätherbstmorgen zur Schule ging, bemerkte ich eine Ansammlung von Leuten auf der Brücke, die ins Wasser hinunterschauten. Im etwas tiefern Wasser lag ein Mann, der in der Nacht über das niedrige Steingeländer gestürzt war. Ein Erlebnis, das mich lange nicht einschlafen liess.

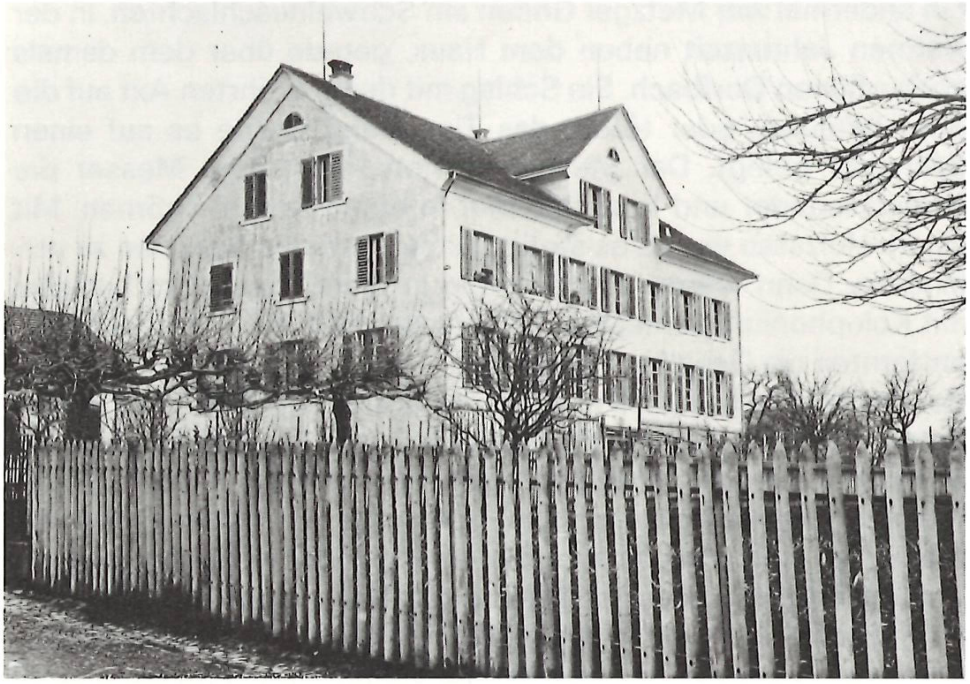
Im Spezereiladen von Herrn Reichling holten wir jeweils das Petrol für die Lampen im Haus. Wenig später kam dann die elektrische Beleuchtung mit Kohlenfadenbirnen. Einmal brachte der Vater drei Birnen, die viel heller leuchteten. Die Freude war aber kurz, beim ersten Abstauben der Lampe brach der dünne Glühfaden; auch die andern beiden hatten kein langes Leben, und für längere Zeit kamen wieder die Kohlenfadenbirnen zu ihrem Recht.

Beim Bäckermeister Steiger holten wir die Vierpfünder-Kopfbrote. Hier erlebte ich schon die Geldentwertung: erst 54 Rappen für die zwei Kilo, im folgenden Jahr 56, später 60, 64 Rappen.

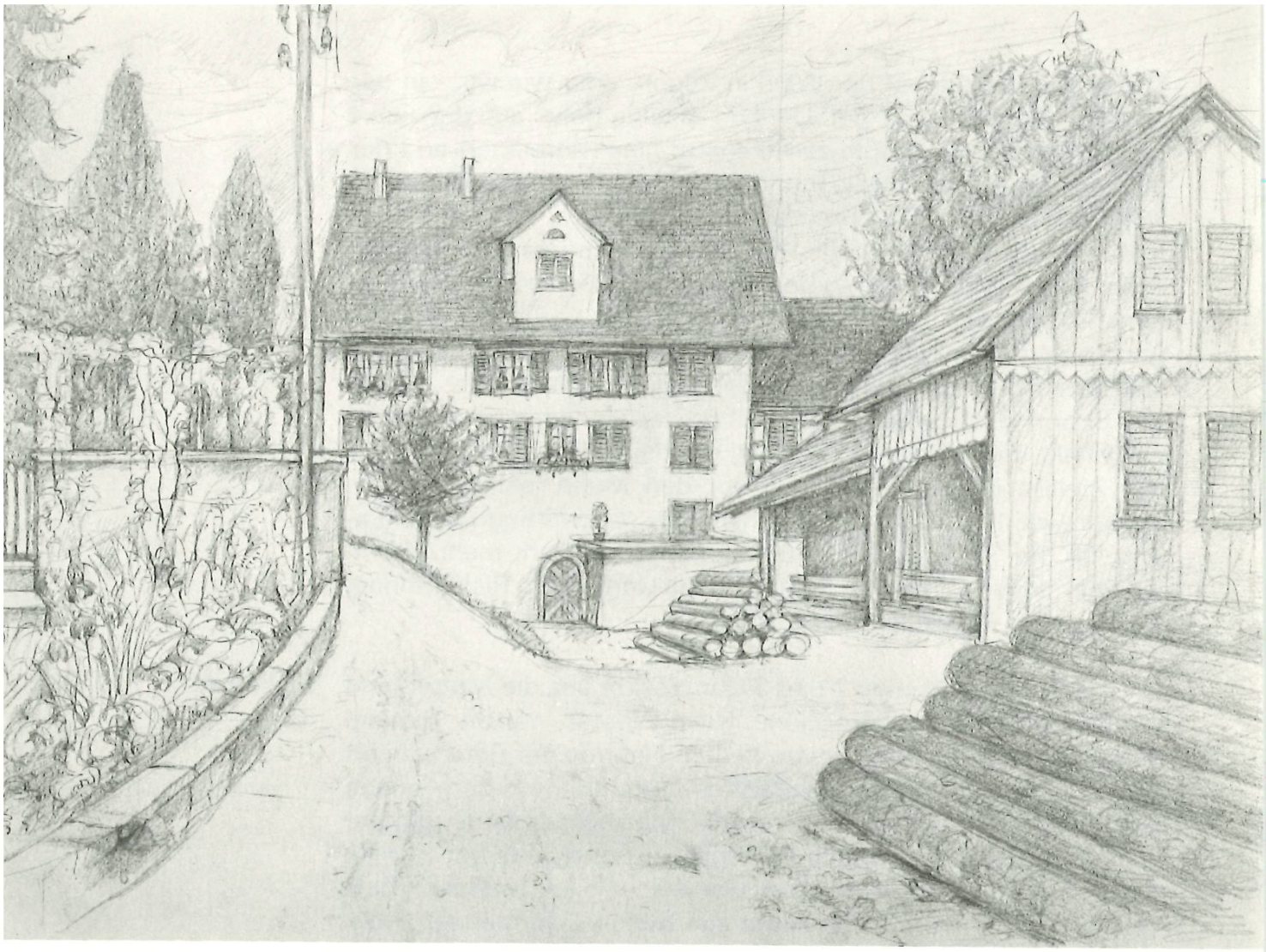
Beim Schuhmacher Brupbacher liessen wir uns jeweils die Schuhe anmessen, wenn wieder ein Paar zu klein geworden und kein Paar mehr zum Nachtragen vom ältern Bruder her vorhanden war. Vor dem Blumental stand oft Albert Brupbacher, der dicke Wirt, den wir bei den Feuerwehrübungen als Kommandant mit einem roten Helmbusch bewunderten. Ob der Lämmlischeune trat im Vorwinter während einiger Tage die «Dampfbrennerei» in Aktion. Trauben- und Obsttrester wurden gebrannt, und in dünnem Strahl floss der Schnaps auf der Seite in ein verzinntes Kupfergefäss. Der eine und andere der Schüler tunkte im Vorbeigehen den Zeigefinger hinein und kostete das gebrannte Wasser.

In der Schule

Vor dem Schulhaus mit seinen drei Schulzimmern stand ein Brunnen mit einem Sandsteintrog, auf dessen Rand wir vor der Schule oder in der Pause die Schiefergriffel durch sorgsames Schleifen spitzten. Noch sehe ich das Schulzimmer vor mir: niedrig, auf drei Seiten Fenster, ein Eisenofen in der Nähe der Türe, in einer Ecke der Papierkorb, hinter der freistehenden Wandtafel ein flacher offener Spucknapf mit Sägemehl, an der Wand ein blechernes Wassergefäss mit einem Becken. Drehte man den Auslauf, floss das Wasser heraus. Die Bankreihen stiessen auf beiden Seiten an die Aussenwand, die Zwischengänge waren schmal.
1901 trat ich in die erste Klasse ein, bis zum Silvester stimmte die Klasse so mit der Jahrzahl überein. Eine Photographie der Abteilung von Alfred Egli zeigt 63 Schüler der ersten, zweiten und der halben dritten Klasse. Zum Glück waren nur während weniger Stunden alle drei Klassen gleichzeitig beieinander. Alfred Egli war ein ruhiger Lehrer, der uns mit viel Geduld die Anfänge des Lesens, Schreibens und Rechnens beibrachte. Ein kleines Erlebnis ist mir noch geblieben. Als wir von der Familie sprachen, von Vater und Mutter, den Grosseltern, Onkeln und Tanten, Vettern und Basen, zeigte er auf mich und auf ein Mädchen: «Da, de Fritz und s Berti sind Vetter und Bäsi.» Erstaunt schaute ich zu ihr hin-



Primarschulhaus Dorf, 1904, von der Seeseite.



Die Obermühle, Skizze nach einem alten Ölbild.

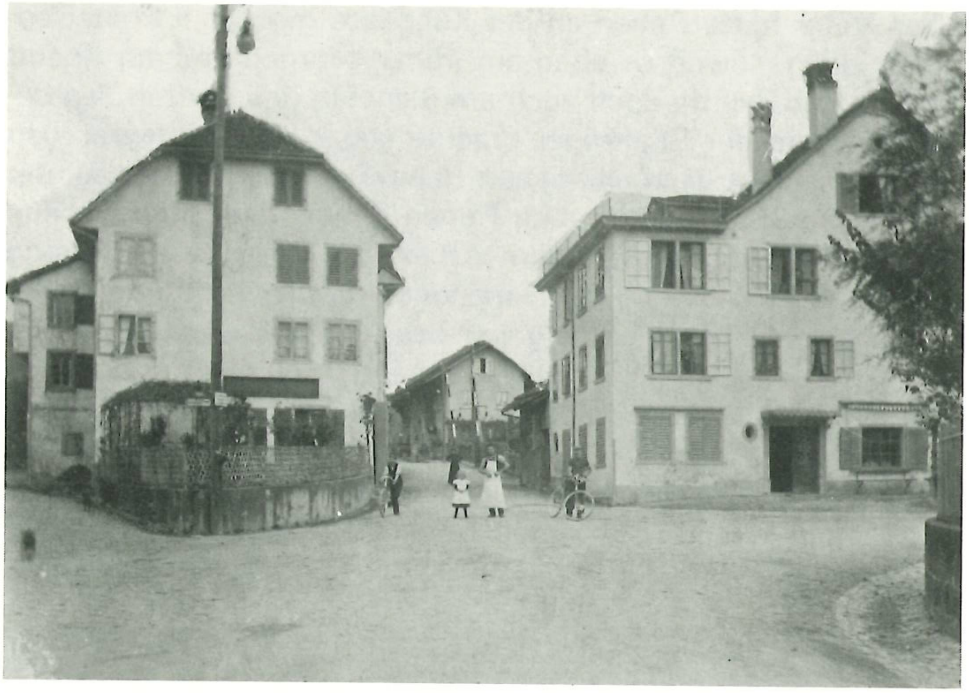
über. Natürlich war ich schon oft beim Onkel und der Tante im Rosengarten gewesen, am liebsten anfangs Herbst, wenn die Zuckerbirnen am grossen Baum im Garten reiften, aber an die Verwandtschaft von uns Kindern hatte ich nie gedacht.
Ebenso viele Schüler waren wir in der Abteilung von Emil Brennwald mit der andern Hälfte der dritten und der ganzen vierten und fünften Klasse. Meist waren alle Klassen beieinander. Emil Brennwald führte ein strenges Regiment – begreiflich, denn wenn er eine Klasse unterrichtete, hatte er mit Auge und Ohr gleichzeitig die andern beiden zu überwachen. Die Rechenaufgaben korrigierten wir zum grossen Teil gegenseitig, ebenso die meisten Diktate. Die Aufsätze aber sah er selber alle durch und korrigierte sie sorgfältig. Daneben leitete er den Männerchor und war im Winter Regisseur und Schauspieler bei der Theatergesellschaft. Schillers «Wilhlem Tell» und «Die Räuber» wurden während jener Jahre im Löwen aufgeführt. Ich hatte Mühe, mich damit abzufinden, dass mein Lehrer, den ich hoch achtete, in den beiden Stücken gerade die Scheusale – den Gessler und den Franz Moor – spielte. In den Hauptproben füllten die Schüler den Saal. Bei den weitern Vorstellungen warteten wir draussen, bis die ersten Szenen vorbei waren. War der Saal nur schwach besetzt, füllten wir ihn, natürlich ohne Eintritt, nachher auf.
Was blieb von den Schulreisen in der Erinnerung zurück? Der

Kaffee mit Weggli auf der Waid in Zürich; oder wie wir – in der zweiten Klasse – mit der Uerikon–Bauma-Bahn auf der Fahrt nach Bäretswil die Köpfe zum Fenster hinausstreckten und der Luftzug dabei dem Luisli Wunderli den weissen Strohhut vom Kopf riss. Erschrocken schauten wir ihm nach.
In der vierten Klasse, auf der Rückfahrt vom Zugersee, waren wir, etwa 10 Mädchen und Buben mit zwei oder drei Müttern, in einem Abteil mit 16 Plätzen. Die Türe an der Stirnseite des Wagens stand offen, als wir in den Albistunnel einfuhren. Da füllte sich das Abteil mit Rauch, und wir konnten kaum mehr atmen. Wir Buben versuchten, die Türe zu schliessen, doch sie war oben eingehakt und wir waren zu klein, um den Fallhacken zu heben. Wir hielten die Taschentücher vor den Mund, einige schrien, Mütter weinten ... Warum wir nicht ins rückwärtige Abteil gingen, ob die Türe geschlossen war, weiss ich nicht mehr. Wenn ich aber heute an das Rauchvergiftungs-Unglück im Rickentunnel denke, muss ich sagen, wir hatten Glück.

Es brennt!

In einer Nacht zwischen 2 und 3 Uhr weckte uns die Mutter, und wir stiegen auf die obere Zinne. Nach Westen war der Himmel unheimlich rot, und immer von neuem flammte die Röte auf und wurde schwächer. Ein Brandstifter hatte in Herrliberg einige Scheunen angezündet; immer wenn eine recht brannte, ging er weiter zu einer neuen. Auch die Meilener Feuerwehr war zu Hilfe gerufen worden, auch der Vater war dort. Als ich wieder im Bett war, schreckte ich immer wieder aus wilden Träumen auf. Während der folgenden Woche zogen bewaffnete Feuerwehrmänner die ganze Nacht durch das Berggebiet, bis Bericht kam, der Täter sei erwischt worden.
In der 6. Klasse war ich mit dem Vater und dem ältern Bruder von morgens 5 Uhr an beim Kirschenpflücken auf einem unserer vier Kirschbäume ob der Allmendstrasse. Plötzlich rief der Vater: «Da brännts au ghöörig». Aus dem Bretterschopf der Möbelfabrik Leuzinger an der «Chueretegass» (heute Rosengartenstrasse) stieg eine 10–15 Meter hohe Feuerwand ganz gerade gegen den Himmel empor. Der Vater eilte heim, um die Uniform zu holen, der Bruder folgte ihm und weckte bald mit dem Feuerhorn, das wir sonst nur bei Alarmübungen benützen durften, die Nachbarschaft. Ich blieb auf dem Baum, gebannt vom schaurig-schönen Schauspiel und vom Knattern der Balken und Bretter, bis endlich der erste Wasserstrahl Dampfwolken aufsteigen liess. Bald sanken die Flammen zusammen, nur noch Rauch und Dampf kündeten von der Zerstörung.
Im folgenden Jahr brannte ein Haus ob dem Sternen in einem verwinkelten Quartier von aneinandergebauten Häusern. Rasch war ich in der Nähe. Aus einigen Fenstern sah man Flammen züngeln und Rauchwolken aufsteigen, für mich fast eine Enttäuschung nach den hohen Flammen vom Jahr vorher. Doch war dieser Brand weitaus gefährlicher und schwerer zu bekämpfen: im Anfang waren auch Menschen in Gefahr, denen die Flucht durch Flammen oder Rauch abgeschnitten war und die über Leitern gerettet werden mussten.

Der Kreuzplatz um die Jahrhundertwende.



Harmloser und für uns eine willkommene Unterhaltung waren Feuerwehrübungen am Schulhaus. An einem der Fenster wurde eine geschlossene Rutschbahn in Form eines grossen Leinwandschlauches befestigt – voll Vergnügen rutschten wir mit dem nötigen Lärm rasch hintereinander hinunter – kräftige Männerhände nahmen uns unten in Empfang und stellten uns auf die Beine.

Der erste Zeppelin

Im Juni 1908 pflückte ich an einem schulfreien Nachmittag Kirschen. Dabei entdeckte ich plötzlich etwas Grosses, Weisses über dem Zimmerberg, das, wie mir schien, nur mühsam vorwärts kam. Ein Ballon? Er bewegte sich etwas hin und her, kam dann gerade über die Au bis Mitte See und drehte ab Richtung Zürich. Nun sah ich das Luftschiff in seiner ganzen Länge. Es war der erste grössere Flug des vom Grafen Zeppelin in Friedrichshafen gebauten lenkbaren Luftballons. Wenige Wochen später unternahm er einen neuen Flug nach Köln und Berlin. Auf dem Heimflug musste er bei Echterdingen, südlich von Stuttgart, wegen eines Gewitters notlanden – dabei verbrannte das Luftschiff. Geldsammlungen in Deutschland und in der Schweiz brachten in kurzer Zeit die Mittel für einen neuen Zeppelin zusammen.

Das erste Flugmeeting in Dübendorf

Vier Jahre später strömte eine unzählbare Menschenmenge nach Dübendorf. Die Schulen wurden eingestellt. Auf dem Trittbrett eines der vollgestopften Extrazüge fuhr ich von Zürich nach Dübendorf. Drei Flugzeuge sollten starten. Das erste kam wegen eines Defektes bei einem Versuch am Vortag nicht dazu. Pilot Häfeli aus Thun startete, doch kam er nicht vom Boden weg und landete im Ried vor dem Greifensee. Dem Franzosen Legagneux gelang ein guter Flug über die Stadt hinweg nach Luzern; bei der Rückkehr empfing ihn ein vieltausendfacher Beifall. Mein Freund Ernst Wachter besitzt heute noch eine Ansichtskarte mit der Unterschrift des Fliegers, die er erhielt, als er dessen Auto nachrannte, das wegen der Menge nur langsam vorwärts kam.

Rebarbeit

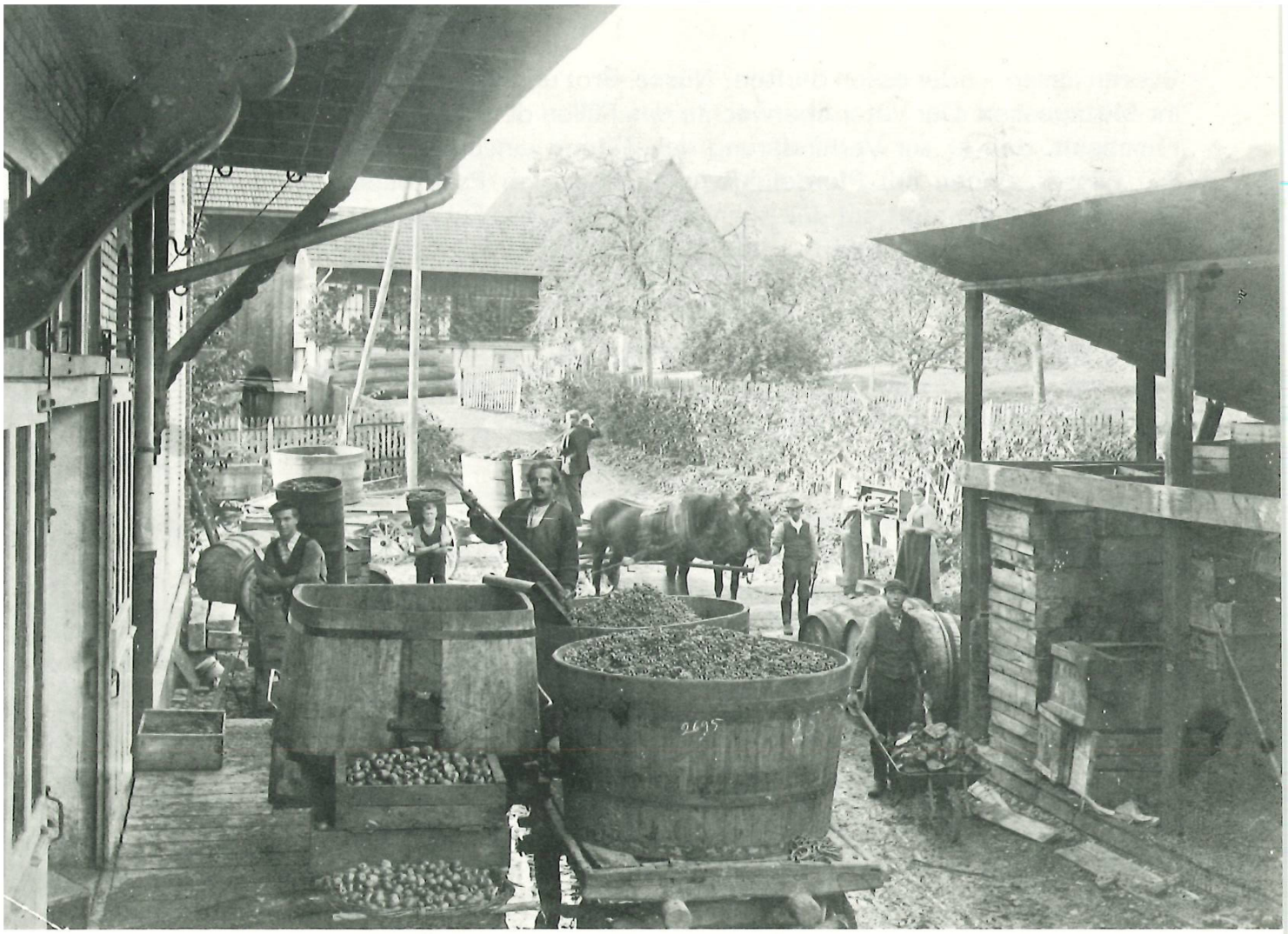
Mein Vater hatte Reben an der Kühgasse gekauft – Freizeitbeschäftigung, soweit es eben am frühen Morgen und am Abend Freizeit gab, wurde doch auch am Samstag den ganzen Tag gearbeitet, und der Briefträger brachte sogar am Sonntagmorgen die Postsachen. Zum elterlichen Heimwesen der Mutter auf der andern Seeseite hatten auch Reben gehört; hier fand sie nun eine Fortsetzung ihrer frühern Arbeit. So lernten wir frühzeitig einiges vom Rebwerk, denn manches davon war Kinderarbeit. Das erste im frühen Frühling war das Aufschneiden der die Reben am Stickel festhaltenden Strohbänder mit einer gebogenen Klinge; ihm folgte das «Respen», das Zusammenlesen der weggeschnittenen Zweige (mit den «Respiwellen» heizten wir im Winter den Kachelofen). Nach dem «Stickeln», dem Spitzen und Ersetzen der unten verfaulten Rebstickel, lasen wir die abgeschlagenen Stickelspitzen als Brennmaterial für den Waschkessel auf.

Doch gab es immer wieder Ruhepausen, in denen wir das Bächlein stauten, das neben der Strasse, damals noch ein grüner Feldweg, floss. An flachern Stellen suchten wir Molchlarven und brachten sie in unsere Weiher. Am steilen Hang kannten wir die drei Stellen mit wohlriechenden Veilchen, am obern Rand die zwei Stöcke mit weissen Veilchen. Jeden Frühling waren wir gespannt, ob alle wieder blühen würden.

Das Jäten schätzten wir nicht. Das «Vögelichruut» liess sich leicht ausreissen, das ging noch an, aber Spitzgras und «Rootbuggle» mit den zähen Wurzeln schätzten wir gar nicht. Später erhielten wir einen Scharrer oder eine dreieckige Haue (Hacke), nun kamen wir rascher vorwärts. Dafür wurden uns mehr «Stege» (ein Steg ist der Raum zwischen zwei Rebreihen) zugeteilt, denn mit Akkordarbeit war unser Eifer grösser als bei der Stundenarbeit. Wären nur die Kammerwege, die Gehwege zwischen zwei «Kammern» (von 10–12 Stegen) nicht gewesen, denn dort war der Boden festgetreten und das Unkraut zäher.

Dafür wussten wir im Herbst, an welcher Rebe die ersten Trauben reiften, wo die Räuschlingtrauben zuerst gelbbraun und am süssesten waren, und kannten die beiden Reben mit roten Trauben (Tokayer), die Klevnerstöcke mit den kleinen, aber süssen blauen Beeren. Bei der Weinlese waren die Kurzstieler mit ihren oft eingeklemmten und leicht faulenden Trauben nicht beliebt, und die grossbeerigen blauen, aber sauren «Erlebacher» kamen nur in Frage, wenn keine andern mehr zu finden und sie gehörig reif waren. Meist liess man sie nach der Ernte der weissen noch ein bis zwei Wochen ausreifen. Beim Nachbarn auf der andern Seite der Kühgasse wurden sie als Hecke an Drähten gezogen und, um Vorübergehende vom Naschen abzuhalten, mit Kalkmilch bespritzt.

War die Weinlese am Hang vorüber, so kam die Zeit des «Süchelns». Wir Buben aus der Nachbarschaft durchstreiften einzeln oder in kleinen Gruppen die eigenen und die fremden Rebberge und suchten im dichten Laub versteckte, übersehene Trauben. Sie schmeckten doppelt süss, hatten sie doch länger die Herbstsonne genossen und waren mit Suchen verdient.



Traubenanlieferung in der Meilener Fabrik zur Herstellung alkoholfreier Weine, etwa 1910, Sammlung Dr. Schwarzenbach.

Herbst in der «Weinfabrik»

Herrlich war für uns Buben der Herbst in der Fabrik. Zwar konnten wir in den ersten Tagen des Herbstbetriebes oft lange nicht einschlafen, denn neben der Wohnung waren zwei oder drei Birnenmühlen häufig bis Mitternacht oder gar die ganze Nacht in Betrieb. Neben dem Gebäude häuften sich in offenen Verschlägen in guten Jahren Äpfel und Birnen, die letzten kamen oft erst im November oder gar Dezember zur Verarbeitung. Wir lernten bald die essbaren darunter kennen.

Während der Weinernte stauten sich vom späten Vormittag an bis in die Nacht hinein die Wagen mit Standen voll Trauben ob der Fabrik; bis das Gut gewogen, abgeladen und die Öchsligrade an einer Probe bestimmt waren, pickten wir beim Ausladen die besten Beeren heraus und halfen als Gegenleistung mit, wo unsere Kräfte ausreichten. Um 1909 herum durften die Tessinertrauben wegen der Reblausgefahr nicht offen in den Kanton Zürich geführt werden. Sie kamen mit der Südostbahn nach Rapperswil, dort halfen wir, sie in Fässer umzuladen. 1908 durfte ich mit dem Vater für drei Tage an die Weinlese im Veltlin. Mit der Bahn fuhren wir nach Samaden, von dort ging es zu Fuss weiter über den Berninapass (die Bahn war eben im Bau) bis Poschiavo, von dort mit dem Zug nach Tirano und Bianzone, wo ein Engadiner Weinhändler seine Rebberge hatte. Dort half ich den Italienern beim Traubenschneiden und wunderte mich, dass sie keine

Beeren assen – oder essen durften? Nüsse, Brot und Wein waren ihr Mittagessen. Der Vater überwachte das Füllen der Fässer mit Frischsaft, den er zur Verhinderung der Gärung einschwefelte. Die Fässer gingen mit Pferdefuhrwerken über den Pass nach Samaden und von dort mit der Bahn nach Meilen. Die Fabrik verkaufte damals nicht einfach roten oder weissen Traubensaft, sondern Meilener, Veltliner, Hallauer, Rotenberger aus dem Tessin und Walliser.
Zeitweise wurde auch Orangensaft, Himbeer- und Heidelbeersaft gepresst. Standen die Eisenbahnwagen mit den Früchten oder Beeren in Holzbottichen an der Rampe, so nahmen wir «Stichproben».

Die ersten Ski

An der Weihnacht 1906 erhielten mein älterer Bruder und ich zusammen ein Paar Ski. Auch der Vater schaffte sich ein Paar an. An einem sanft auslaufenden Hang ob der Allmend probierten wir sie aus. Dort tummelten sich schon Kameraden auf Fassdauben. Abwechselnd schnallten wir die Bretter an und fuhren hinunter, schon das erstemal ohne Sturz. Kühner geworden probierten wir eine steilere Bahn – nun endete die Fahrt hie und da vorzeitig. Mein Lehrer stand auch das erstemal auf den Ski. Die rechte Hand auf den Stock gestützt (zu den Ski gehörte damals nur *ein* Stock), in der linken eine Anleitung zum Skilauf, studierte er das Rezeptbuch längere Zeit, bevor er den ersten Versuch wagte.
Ein paar Tage später ging es schlimmer. Der Bruder mit Vaters Ski, ich mit den kurzen zogen wir den Berg hinan bis zum Hang zwischen Bergschulhaus und Bezibühl. Dort schnallten wir sie an unsere Werktagsschuhe, den Absatzriemen der einfachen Huitfeldbindung befestigten wir mit einer Schnur am Fuss. Doch der Schnee war pappig, an den Laufflächen klebten ganze Klumpen, alles Stampfen und Wegschlagen nützte nichts, bei den nächsten Schritten klebte neuer dran. Schuhe und Strümpfe waren durchnässt, bald hatten wir einen richtigen «Chuenagel» an den Zehen und trugen die Bretter schlotternd heim. Wir hörten dann, mit Paraffin könne man das Kleben verhindern; so rieben wir die Gleitflächen künftig mit Kerzenstummeln ein.

Fastnacht

An der «Herrenfastnacht», eine Woche vor der eigentlichen Fastnacht, knallte es überall. Wer noch eine alte Pistole mit Zündhütchen hatte, lud sie mit Jagdpulver, presste mit einem Stöpsel Papier in den Lauf und feuerte, bis das Pulver ausging. Da und dort fanden sich in den Häusern noch alte Mörser, die an diesem Tag hervorgeholt wurden. Mein Freund Ernst Wachter im Feld und ich besassen keines dieser Knallinstrumente, glaubten aber als Schüler der dritten Sekundarklasse und Kadetten nicht hintanstehen zu müssen. In der Werkstätte der Fabrik fanden sich in der Abfallkiste Abschnitte von Wasserleitungsröhren verschiedener Kaliber; eine aufgeschraubte Abschlussmuffe ins Gewinde drehen, davor ein Zündloch bohren war keine besondere Kunst – das Geschützrohr war fertig und wurde auf einem Holzklotz montiert. Zur Sicherheit fabrizierten wir grad mehr als

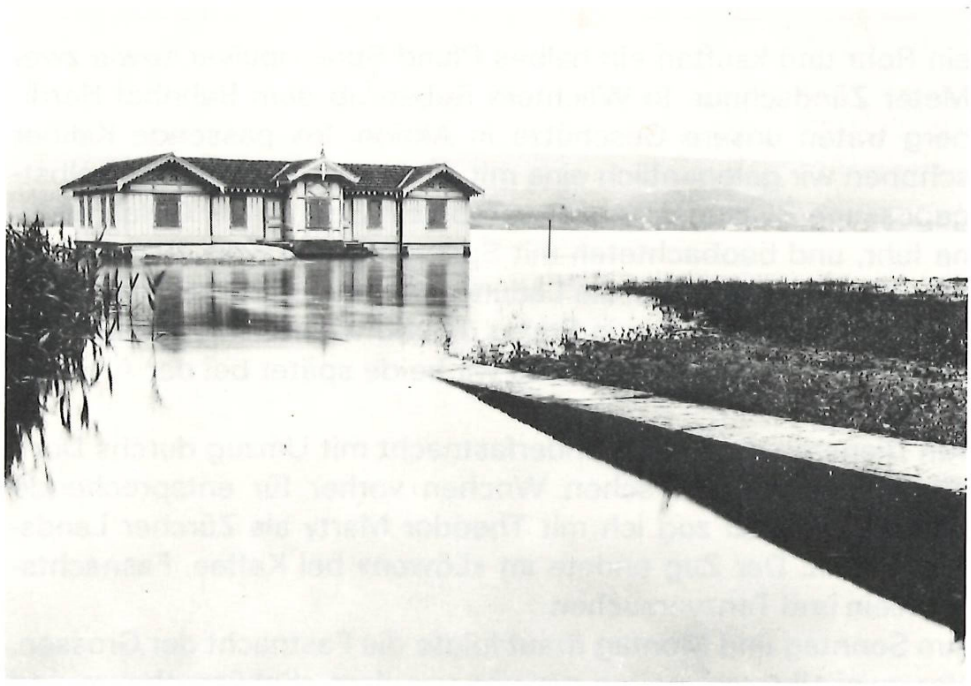
Das Dorf vom Allmendrain aus, um 1914.

ein Rohr und kauften ein halbes Pfund Sprengpulver sowie zwei Meter Zündschnur. In Wachters Reben ob dem Bahnhof Herrliberg traten unsere Geschütze in Aktion. Ins passende Kaliber schoben wir gelegentlich eine mit einer alten Kugelzange selbstgegossene Bleikugel, schauten, ob kein Boot in der Gefahrenzone fuhr, und beobachteten mit Spannung, wie weit draussen im See sie einschlug. War die Ladung zu stark, zersprang gelegentlich ein Rohr, doch war ja Ersatz da und wir stets in genügender Deckung. – Kein Wunder, dass wir beide später bei der Artillerie landeten.

Am Dienstag drauf war Kinderfastnacht mit Umzug durchs Dorf, die Mütter sorgten schon Wochen vorher für entsprechende Kleider, zweimal zog ich mit Theodor Marty als Zürcher Landsknecht mit. Der Zug endete im «Löwen» bei Kaffee, Fasnachtsküchlein und Tanzversuchen.

Am Sonntag und Montag drauf folgte die Fastnacht der Grossen. Vor zwei Uhr sammelten wir uns vor dem «Schützenhaus» und warteten gespannt auf das Herausstürmen der roten «Lachner» oder «Rollenhunde» mit der grimmigen hölzernen Larve dem breiten Grist mit den vielen Schellen und dem Stecken mit der aufgeblasenen Schweinsblase zum Dreinschlagen. Hörten wir sie die Treppe herunterkommen, machten wir uns sprungbereit, um schleunigst in Sicherheit zu kommen. Hinter dem Hag der Wiese von Herrn Hüni fühlten wir uns geschützt, denn der beschränkten Sicht hinter der Larve wegen verfolgten sie uns nur ungern über Hindernisse hinweg. Einmal aber wurden wir enttäuscht: Als wir über den Hag klettern wollten, war die Röhre oben auf der gan-

zen Länge mit gelber «Karrensalbe» (Schmierfett für die Wagenachsen) bestrichen! Die «Dominos» mit ihren violetten oder roten Mänteln schätzten wir dagegen sehr, teilten sie doch «Feuersteine» aus.
Die 6. Primarklasse sorgte für das Fastnachtsfeuer am Seeplatz und für Feuerwerk. Die Arbeit wurde geteilt, die einen erbettelten bei den Bauern und Rebleuten «Bürdeli» und speicherten sie im Zigerligestell der «Lämmlischeune», den andern lag die Mittelbeschaffung für das Feuerwerk ob. Eine vom Vorjahr überlieferte Liste der Geldgeber diente als Grundlage. Als erster kam Herr Wunderli von der Gerbe an die Reihe, der Fr. 10.– schenkte, dann sein Namensvetter in der Spar- und Leihkasse mit Fr. 5.– ... am Schluss waren es über Fr. 60.–. Alles wurde säuberlich notiert bis zum Fünfer und den Räpplern hinunter. Am Samstag wurde das Holz mit Handkarren auf den Seeplatz geführt, zwei Männer schichteten es um die gestiftete Tanne herum auf, und der im Hööchlig fabrizierte «Böögg» mit dem pulvergefüllten Kopf wurde am Stamm aufgehängt. Beim Eindunkeln am Sonntagabend goss einer der Männer Petrol an die untersten «Wellen». War der Böögg verbrannt, entzündete Reinhold Wettstein das bei ihm gekaufte Feuerwerk, Töpfe mit farbigen Sternen, Sonnenräder und allerlei Raketen, am Schluss eine besonders grosse, die einen farbigen Feuerregen in Form einer Krone heruntersinken liess.



Die Badanstalt Meilen im Hochwasser 1910.

In der Badanstalt

Fastnacht war aber doch Ausnahmezeit; den grösseren Teil des Jahres verbrachten wir am Wasser. Den Sommer über war ich Stammgast der alten Badanstalt. In der ersten Klasse schon lernte ich schwimmen; im folgenden Sommer wagte ich den ersten Kopfsprung. Freilich nicht vom Sprungbrett, das war mir zu hoch. Doch neben der Badanstalt war die Steinplatte nur etwa 40 cm über dem Wasser. Nach längerem «Soll ich ... oder warte ich besser noch?» – gelang der Sprung kunstgerecht, doch tauchte ich mit einem Loch im Kopf wieder auf – das Wasser war dort zu wenig tief und am Grunde lagen Steine.

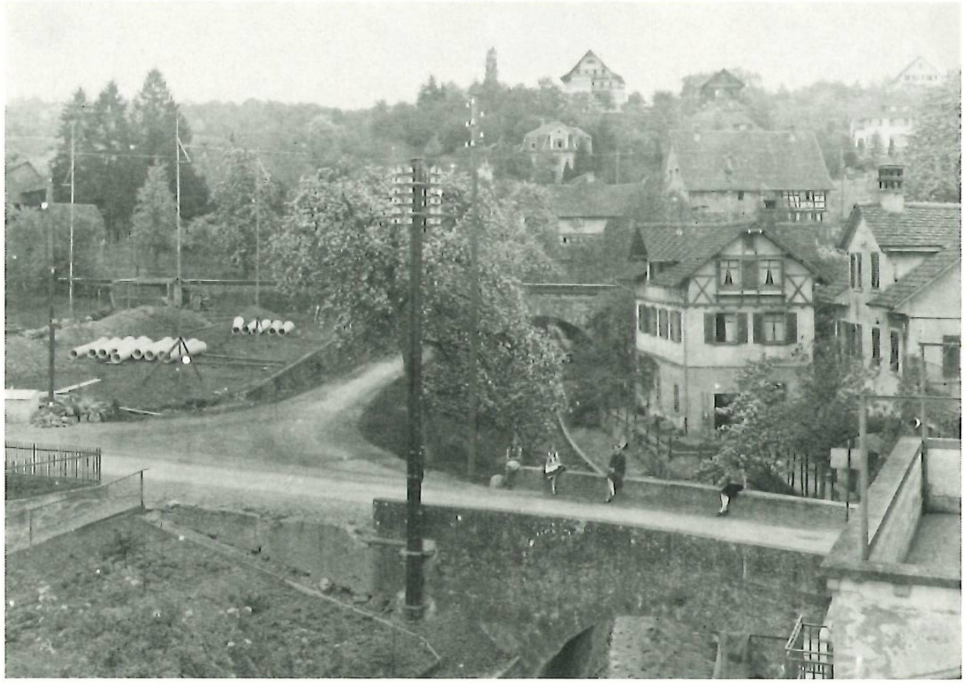
Die natürliche Grenze des Schwimmens nach aussen waren die «Bummeli», ein Gürtel von Teichbinsen, 30–40 Meter vom Ufer. Erwachsene konnten bei nicht zu hohem Wasserstand dort noch stehen, wir Buben nicht. Neben der Badanstalt war im Sommer ein dichtes Gewirr von «Haldechruut» (Laichkräutern). Erst scheuten wir diese Stellen, dann probierten wir, ob es wirklich so gefährlich sei; bald schwammen wir mitten durch, unbekümmert um die sich um Arme und Beine schlingenden Stengel, die sich rasch wieder lösten oder dann vom Grunde losgerissen wurden.
Von 11–12 Uhr war Freibad. Einen Sommer lang versuchte ich, bei jedem Wetter um diese Zeit zu baden, auch wenn das Wasser im Juni oft recht kühl und ich der einzige Gast von Frau Dolder, der alten Badwärterin, war. Woher ich damals die Idee hatte, immer nass in die Kleider zu schlüpfen, weiss ich nicht mehr; hatte mich die Sonne schön getrocknet, sprang ich vor dem Anziehen doch nochmals vom Sprungbrett ins Wasser. –

Wenigstens der Schlussabschnitt soll in währschafter Mundart erzählt sein:

De Dorfbach

Vo der Baanbrugg aa bis zur Mööbelfabrik im Wasserfels häd de Bach öis ghöört – wenigschtes hämir Buebe, won i der Nëëchi gwont händ, dass gmäint.
Hööch überem Täil unen am Fuchsloch sind e paar groossi Nuss-

D'Brugg bim Chrüüzplatz ums Jahr 1927



böim gstande. I de Nussejaare isch en Täil vo de Nusse in Bach abegfale. Wämer biziite deet gsii isch, häts am Rand aagschwämmti ghaa, und im Bach ine hämer die verwütscht, wo langsam abegschwume sind. Unen a der Straassebrugg händ ander öppedie sogaar es Netz dur de Bach dur gspannt. Im Sumer isch das Stuck wiiter obe, wo d Straass em Bach naaegaat, öisers Chräbsgibiet gsii. Langsam hämer Stäi um Stäi glupft, und wän äine hinderschi devoo gschwumen isch, hämeren am Rugge packt und ine Büchs inetaa – hämer käini ghaa, isch mini bruun Manschester-Tällerchappe fascht wasserdicht gsii und s häd vil

drin Platz ghaa. Gwöndli hanis im Bächli a der Chüegass wider uusgsetzt, ander hände häi gnaa zum Ässe. Emaal isch es lätz ggange. I han en grosse Stäi glupft, s Wasser isch ganz trüeb woorde, aber es hät si öppis grodt drin. Wie de Blitz hani zueggriffe und han e gäälbruuni groossi Chrott i der Hand ghaa. I bi gruusig verschrocke und ha si ime groosse Boge i dë grooss Gumpe underem Wasserfall grüert.
Zum Bach händ au die beede Weier ghöört. Der «under Weier» bi der Obermüli isch grad öppe deet gsii, wo hüt d Allmändstraass und die, wo zum Hëcht hindere gaat, zämechömed. Im Sumer hämer dë i Rue glaa, er isch z nëëch an Lüüte gsii und s Poort isch zringelum stotzig is Wasser abeggange. Wän er im Winter aber gfroore gsii isch und s lis äntli träit häd, isch die halb Schuel und am Sundig suscht vil Volch druff gsii. Mer sind käi Kunschtlöifer gsii; dur alls duur Fangis mache oder rings um de Weier en Wettlauf, hinderschi faare oder übersetze isch öppen alls gsii.

De «under Weier» bi de Obermüli.

Im «obere Weier», wo de Zwäiebach gstaut isch, häts im Sumer mängsmal groossi Läde uf em Damm ghaa, grad rächt für es Flooss, won äine oder zwee träit häd. Mer häd zwaar öppen en Schue voll Wasser usezoge, wä me d Schue überhaupt aagha häd, oder isch emal is Wasser troolet – aber mer händ ja chöne schwüme.
Ame häisse Sumernamitaag simer de Pösche naaegschliche und händ d Frösch verschreckt, wo si druff gsunet händ. Mit eme groosse Satz sinds chopfvoraa is Wasser ggumpet. Mer händ ene zueglueget, wies en Meeter oder zwee i d Tüüfi gschwume sind und nach eme Wiili langsam em Bode naae wider ufegchroche sind, dänn zimli lang nu mit em Chopf us em Wasser glueget händ, bis s äntli wider a s Land gchläderet sind.
Dänn hämer de Wasserjumpfere zueglueget, de chliine blaue, won imer es Stückli gfloge und dän i der Luft stillgstande sind, und die groosse grüene, won übers Wasser z schüüsse choo sind, das mer d Chöpf e chli iizoge händ – äine häd emaal verzelt, si schüüssed äim i d Auge, de Vatter hebs gsäid.

Schliifschüendle uf em obere Weier, (Borbachweiher). Aufnahme vom Winter 1903/04, Sammlung Albeck.

Wän emaal e Ringelnatere z schwüme choo isch, isch is uhäimli woorde, und mer sind gschwind e paar Meeter s Poort duruf grännt, mit Schlange hämer nüüt wele z tue haa, mer wäiss ja nie, obs giftigi sind.
Im Winter isch das na s vil schönner lisfäld gsii als der under Weier – aber nüd lang. Wänn s lis öpe zää Santimeter tick gsii isch, sind de Chüefer Hürlimaa und e paar Mane choo und händ viereggigi, öpe sächzg Santimeter bräiti Chlötz usegsaaget. Mit eme Stachel, wo vorne en graade Spitz und äine, wo zu me Haagge poge gsii isch, händs die Blöck ufs lis ufe zoge und händ ene mit em Spitz en Schupf ggëë, dass über s lis gäg der Abfluss gschiferet sind. Det häts äine in en Holzchänel gstoosse. E chli wiiter vorne sinds dur e gëëchi Schliiffi diräkt in lisschopf a der Straass une grütscht. Deet sinds schöön näbedenand gläid woorde, dänn häd mer Sagspöö drüber gströit und e nöii Schicht druuf pige.
Emaal, i der sächste Klass, s lis isch am Rand scho am Schmelze gsii, hämer am freie Mittwuchnamitaag doch namal wele schliifschuene. Mit eme Gump hani wele über die schwach Stell ewëëg, aber es hät nüd glanget, und i bi fascht bis zum Hals ufe im chalte Wasser gsii und hä mi am feschten lis ufezoge. Was söli ietz mache? Gaani häi, so mues i is Bett, und es isch doch eersch zwäi. Probiere mers anderscht. So bini, so gschwind i ha chöne, imer um de Weier ume gfaare, bis i waarm gha han – am Vieri isch s Gwand wider troche gsii.